

Worte Birgit Feierl. Stockerau. Vier.**25.05.2024****EINLEITUNG**

Zu „Vier Positionen“ treffen wir uns hier in Stockerau. Vier unterschiedliche KünstlerInnen haben ihre Werke mitgebracht und aufgebaut: Wie sie hier positioniert sind, sehen Sie in diesen wunderschönen Räumen.

Wo die Werke herkommen und entstanden sind, davon möchte ich Ihnen kurz berichten. Das schien mir nämlich ein brauchbarer Zugang zu sein – denn über vier verschiedene Menschen und ihre unterschiedlichen Positionen zu einem Publikum mit völlig unterschiedlichem Wissensstand in einer Rede – die im besten Fall auch noch kurz und spannend sein und von der jede und jeder sich etwas mitnehmen können soll – zu sprechen, ist gar nicht so einfach.

So nehme ich Sie in einer kurzen Reise mit zunächst in den Westen Österreichs und dann in die Bucklige Welt.

**Insel der Insekten
Guntram König**

Ich treffe den Fotografen Guntram König in seinem Haus in Hard, oder eigentlich davor: in seinem Garten. In dem Garten, in dem er am nächsten Tag ganz behutsam mit dem Rasenmäher um die Gänseblümchen und Margeriten herumfahren wird, damit die Bienen weiterhin dort landen können. Guntram König hat nämlich ein spezielles Verhältnis zu Insekten: sie sollen in seinem Garten leben.

Wir gehen ins Atelier-Wohnzimmer, dort stapeln sich Zeitschriften und Bilder, in den Regalen Bücher und CDs, der Computer am Eckschreibtisch. An den Wänden Arbeiten aus verschiedenen Schaffensperioden. Die Bilder, die Guntram nach Stockerau mitnehmen wird, sind schon in einer Ecke gesammelt. Bild für Bild stellt er in die Mitte des Raumes, am Sofa angelehnt, ich sitze davor und schaue hinein.

Guntram erzählt von seinem künstlerischen Zugang. Es fällt schwer, „Fotos“ zu sagen, vielmehr wirken diese wie Bilder, wie Aquarelle, gemalt, schraffiert, flächig. Bilder von Tüchern, tanzenden Schleiern, Gespensterwesen, ganz weich und verschwommen, vom Licht angeleuchtet, bläulich eingefärbt, sepiafarben, silbergrau.

Es sind Blumenteile und Blütenblätter, Knospen-Ausschnitte, die wir hier sehen. Groß herangezoomt. Guntram möchte mit den Augen eines Insekts sehen, dessen Perspektive einfangen – oder eben so wie er sich diese denkt. Die Blumen stehen im Garten oder am Wegrand. Er geht spazieren, mit dem Fotoapparat in der Hand. Man müsse nicht weit gehen, im kleinen Umfeld liege ein großes Universum, wenn man nur hinschaue, sagt er.

Guntram tut dies, indem er die Blüten mit einem Teleobjektiv aufnimmt, so nahe wie möglich; so nahe, dass die Blätter fast unscharf werden, Konturen verschwimmen. Nähe müsse man zulassen, sagt er.

Am Computer sichtet er die Aufnahmen und lässt sich neu ein auf das Sehen und Suchen: welches Detail spricht mich an, wie gehört der Rahmen, welchen Ausschnitt möchte ich wie betonen oder vielleicht: wo möchte ich landen?

Hier, im „Neverland“: ein Bild in sanftem Grau: Zaubervorhänge vor einer geheimen Tür, sanfte Tücher verdecken den Eingang in die Schlucht, man muss nur weitergehen, weiter hinein. Suchen.

Das Doppelbild (Alpha & Omega) wirkt – durch Farbgebung und Weichzeichnung wie eine antiquierte Fotografie. In der Zusammenschau – wie das Anfang- und Endbild des Lebens. Die Formen, flatternde Flügel voller Energie links und eine nach unten geöffnete Rutsche rechts: Lebensbeginn und Aufbruch versus Ende der Lebenskraft, müde geworden, abrutschen, fallen, enden.

In Farbe getaucht, verführen die Ausschnitte zu neuen Assoziationen: das in wunderschönem Blau gehaltene Objekt, zarte Fächer, wie ein Rochen („Gymnura“ – Schmetterlingsrochen), der lautlos durchs Wasser gleitet. Ein Farben- und Formenspiel, als leuchte die Sonne durch die Wellen die weichen Flossenränder an.

Viele von Guntrams Bilder zeigen nach oben offene Gefäße, in die man ganz einfach hineinfallen, hineinsurren kann: im Bild „Lost“, eine starke, asymmetrische Komposition, wieder: in blauer Farbe – es sind eigentlich Rosenblätter – ist es umgekehrt: hier sehen wir ein Abrutschen ins Schwarze hinunter, schier unmöglich dort zu landen, zu bleiben. Das Bild endet rechtshälftig im schwarzen Nichtsmehr. Würde man beim Landenwollen ab- oder ausrutschen? Würde man dann in das Schwarz hineinfallen und wenn ja: wo würde man dann sein?

Oder zuletzt - im Prinzip das gleiche Motiv („Rosebud“) -, nur anders inszeniert: ästhetisiert, die silbergraue Rose, elegant vor schwarzem Vorhang mit leuchtend-glitzernden Blättern.

Landen Sie ... klein wie ein Insekt: sehend, suchend, spürend in diesen Bildern: lassen Sie sich ein auf die Geschichten der Öffnungen, Schluchten und Schleier, die Guntram König hier erzählt.

Tal der Steine

Hanno Metzler

„Grüner Baum“ heißt das Reich von Hanno Metzler, einst ein Dorfgasthaus, jetzt das Wohnhaus und Atelier des Bildhauers. Zwei hohe Steinstelen bilden das Eingangstor in den Garten, daneben ein riesiger Felsbrocken – ich kann ihn vom Fenster aus, während wir Apfelstrudel essen und Kaffee trinken, sehen. Ein Findelkind, das bei Hanno ein Zuhause gefunden hat. Im Garten vor dem Atelier liegen unzählige Steine aller Art: große, bunte, kleine, eckige, runde, gefleckte, gebrochene, bemooste, kantige, grüne, rote, graue, braune, fleckige, schwarzweiße. Große Platten, kleine Platten, inmitten die Karre für den Transport.

Die hier liegenden Steine haben verschiedenste Herkunftsgeschichten, wir kennen nur einen kleinen Bruchteil davon, wissen aber, wie sie den Weg in Hannos Werkstatt gefunden haben: Viele Steine sucht er selbst im Flussbett der Bregenzerache oder in einem der Seiten- und Nebenflüsschen: Handverlesene Kalk- und Sandsteine aus dem Heimattal des Bildhauers. Es gibt aber auch Steine, die von weiter herkommen: den Amphibolit mit Quarz, der aus der Silvretta kommt („grüwissgrü“), ein Glaukonit aus dem Steinbruch in Hohenems („übrig“), das Reliefbild „annähern“ aus rötlichem Granit aus Brasilien – dort an der Wand - oder der „schwärtling“, schwarzer Granit aus Südafrika.

Diese Steine hat Hanno nicht selbst herbeigeht, sondern er rettet sie aus der Abfallgrube der Steinmetze: damit sie nicht in den Brecher wandern und zu Sand verarbeitet werden! Aus Andeer (am San Bernardino) etwa kommt der hellgrüne Gneis – ein ganz neues Werk, dort drüben: „anestong“ (35) heißt es: es ist das Vorarlberger Dialektwort für „hinstehen“ im wörtlichen, aber vielmehr steht es für stark sein, für etwas einstehen und sich positionieren, was auch bedeutet: Ecken und Kanten zeigen.

Im Freien vor dem Haus, teils überdacht, mit Blick ins Tal und bisweilen schalldichten Ohrenschützern am Kopf, wird an den Werken gearbeitet.

Landet ein Stein auf Hannos Arbeitstisch, erfolgt zunächst die bewusste Kontaktaufnahme mit der momentanen Form: die Entscheidung, ob diese belassen oder verändert wird, verstärkt oder hervorgehoben.

Konturen und Muster zeigen sich beim Schleifen und Drehen: Rillen, Kalzitadern und Muschelformen treten hervor, ja sogar Augen schauen heraus. Müssen große Teile weg, werden sie mit der Steinkettensäge heraus- oder zugeschnitten, Rillen eingefräst, Konturen unterstrichen. Raue Stellen werden in mehreren Schleifdurchgängen geglättet (mit einem Diamanten-besetzten Schleifpapier). Die dem Stein immanente Maserung, Wesenheit wird offengelegt, der Schönheit nachgespürt, intuitiv fühlt Hanno, wo es hingehen soll.

Im Atelier selbst, da stehen die fertigen Kunstwerke: Steine in Reih und Glied; gestriegelt, poliert, frisiert, in Formen gedreht, geglättet, besockelt, gestapelt. Wunderschön sind sie, glänzend und stolz stehen sie da. Man kann nicht anders und muss drüberstreichen, sie anfassen, die Rillen spüren, die Hände auf die glatten Rücken legen, die rauen Stellen abtasten, die Ruhe, die von diesen Steinen ausgeht, aufnehmen.

Mitgebracht hat Hanno nach Stockerau 16 Werke, ich erwähne nur kurz einige:

#Schalporo (Scherbe), am prominenten Sockel dort drüben, ein zweiflächiger Glaukonit mit einer ringsumgehenden Kante: ein ganz besonderer Stein, übrigens, denn er ist eine „Scherbe“ des riesigen Brockens, der vor Hannos Haustüre in Lingenau liegt.

Ganz oben im Kasten, wunderschön und sehr elegant: „olt“ – alt - , das weiße rundgeschliffene Objekt mit Kanten, der polierte Brocken sieht aus wie edelster Marmor und ist dabei eigentlich ein Stein aus der Subersach.

#iskopf, der Eiskopf, ebenfalls ein eleganter weißer Stein, er steht in der Ecke vor Guntrams Bildern, ein wunderschön zurechtgemachter Quarz mit Amphibolit, auch ein ganz neues Werk.

Eine schöne Fundgeschichte erzählt der Stein „gschenk“, er liegt jetzt im Glaskasten ganz unten, ein Glaukonit mit Calcit aus der Bregenzerache in wunderschönen Farben: schwarz-weiß-bernstein. Vor einigen Jahren hatte Hanno Metzler ein Kunstprojekt initiiert, 9 Bäume hieß es. Am Fuße des von Hanno gestalteten Baums hatte jemand eines Morgens einen Stein abgelegt. Ein „gschenk“ für den Künstler und für uns alle hier, die jetzt seine Schönheit bewundern dürfen.

Erdreich **Astrid Meraner**

Farbenland **Ingo Meraner**

Astrid und Ingo Meraner laden zum Brunch am Samstag, 11 Uhr. Im von Ingo selbst gestalteten Haus mit wunderschönem Ausblick hinein in die bucklige Welt und großem Garten ist der Tisch reich mit regionalen Bioprodukten gedeckt.

Ich frage Astrid, wie sie zur Keramik kam. Astrid erzählt: über die Zeit, in der sie berufstätig war, viel am Computer saß und wie das Töpfern für sie der Ausweg war, eine Pforte in eine Welt, in der sie für sich sein konnte, nichts als die Erde in ihren Händen, die rotierende Scheibe vor sich. Das Gefühl, etwas herstellen, sich ausdrücken zu können.

Im Untergeschoß des Hauses befinden sich die Ateliers der Meraners.

Astrid

Zunächst zeigt Astrid mir ihre Töpferwerkstatt und ich lerne wie ihre Kunstwerke entstehen: Am Anfang liegt ein Lehmklumpen, der kommt auf die surrende Töpferscheibe. Astrid hält den Klumpen mit nassen Händen, streicht, dreht, zieht, hält fest. Sie braucht viel Kraft: Und wie sie den Klumpen halten muss, damit er nicht davonfliegt. Er windet sich und verändert sich, wird einmal schlank und hoch, einmal weit und wellig: ein Boot, eine Vase, eine Schüssel, ein Topf. Nein, das alles nicht. Es soll nichts sein. Das geformte Objekt wandert zum ersten Mal in den Ofen und wird trocken – und somit: zur Malfläche.

Astrids geschwungene Keramikbilder müssen von innen nach außen betrachtet werden, die Innenseite des wie auch immer geformten Objekts ist die eigentliche Malfläche: da beginnt die Farbgebung. Schwarze Farbe malt sie nach dem ersten Brand über die gesamte Fläche, rau ist sie, diese Oberfläche, und die Farbe rinnt in die Furchen und Poren. Ganz schwarz. Dann nimmt Astrid den Schwamm und beginnt zu reiben und zu schrubbern. Das Schwarz verblasst, wird abgewaschen, immer heller und bleibt doch zurück: so entsteht der Eindruck von etwas Altem, Gebrauchten. Hell ist die Fläche jetzt, aber durchzogen von den schwarzen Furchen und Rillen, die Farbe hat sich ihren Weg selbst gesucht. Dann nimmt Astrid Klebebänder, Malertapes, und bricht diese in kleine Stücke und klebt sie auf, malt darüber, damit die Formen abgebildet werden. Oder sie ritzt mit Kämmen oder Schlingen Kratzer in die Oberfläche. Manchmal nimmt sie den Stift und schließt die Augen und kritzelt, kringelt – unbewusst geleitet. Je tiefer das Gefäß, desto schwieriger wird es mit dem Bemalen, Abkleben, Ver- oder Wegwischen. Manchmal kommt dann noch Farbe dazu: blau, petrol, dunkles Grün, terracotta, je nach Gefühl.

„In letzter Zeit“, sagt sie, „erinnern mich die Gefäße insbesondere in der letzten Phase beim Fertigwerden an Charaktere. „Das zum Beispiel“, sie zeigt auf ein schüsselförmiges Objekt – „ist die Tänzerin“. Ein zartes Gefäß mit blauen und braunen Flächen und schwarzen Leitern, filigran.

Auf die intensive Auseinandersetzung durch das Bemalen folgt das Loslassen-Müssen: die Entscheidung: jetzt ists genug. Hier endet der Schöpfungsprozess. Wenn Astrid ihr Objekt

zum zweiten Mal in den Ofen schiebt, ist die Möglichkeit noch etwas zu verändern, vorbei. Das Gefäß erstarrt, seine Gestalt somit finalisiert. Oder, und das ist das große Zittern: durch die unterschiedlich verarbeitete Oberfläche, einseitiges Lackieren oder Bemalen etwa, kommt es zu einer inhomogenen Oberflächenspannung: das kann zum Reißen führen. Es kann passieren, dass ein Werkstück, an dem Astrid lange gearbeitet hat, dem letzten Brand nicht standhält und bricht.

In den Werkstattregalen stehen die Gefäße, aneinander gereiht. Kunstwerke, die nicht an die Wand gehängt, sondern aufgestellt werden. Es sind keine Schüsseln, in die man etwas hineingeben soll: die Keramik muss sich oft - wie ungerecht!, findet Astrid – fragen lassen, wofür sie denn nützlich sei? Für nichts, sagt Astrid. Es sind keine Gebrauchsschüsseln, da gehört und soll nix hinein. Wir wissen: es ist eigentlich eine gebogene Leinwand, die von innen nach außen zu lesen ist. „Ausdruck“, so sagt Astrid, „Ausdruck meiner unglaublichen Freude an der Arbeit, die ich damit habe. Ich möchte nur einfach töpfen“.

Ingo

Ich gehe einen Raum weiter, ins Nebenzimmer, und betrete Ingos Werkstatt. Ingo sitzt, in einem Stuhl, die Hände vor dem Gesicht gefaltet, das Kinn aufstützend und schaut auf eine in zwei Hälften geteilte rot-orange bepinselte Leinwand. „Da sitze ich dann und schaue“, sagt er. „und überlege, was noch fehlt. Ob noch was fehlt. Dieser Kritzel da, der muss noch weg.“ Er zeigt auf einen undefinierbaren Haken unter einigen skripturalen Linien.

„Im Gegensatz zu früher werden mir die Details immer wichtiger“, sagt Ingo, „aber ich muss schauen, dass ich mich nicht zu sehr verzettel“.

Zunächst beginnt er bei Null, der leeren Leinwand. Die beklebt er z.B. mit einem Stück Fliegengitter, Folie, Baufolie, er beginnt zu malen oder er patscht mit einer Malerspachtel einen Farbkleks aus einer selbst zusammengerührten Farbkomposition darauf, um einen Anfang zu haben. Dann kommen geometrische Formen dazu, als Anhaltspunkt für das Schauen. Oder er drückt auf die Hinterseite der Leinwand einen groben Karton und malt darüber, so dass die Struktur abgebildet wird. Oder klebt Papierteile auf die Leinwand, das Papier wirft Wellen, Luftblasen. Die schneidet er mit einem Stanley-Messer wieder auf. Eine unperfekte Oberfläche soll es sein, sie wird zum Zusammenspiel von farbigen Flächen und zarten Pinselstrichen. Oder er kratzt mit einer Spachtel in die aufgetragene nasse Farbe. Man muss reagieren, solange die Farbe noch nicht trocken ist: eine Linie einziehen, etwas überkratzen.

Oder: in die noch feuchte Farbe mit dem Tuschestift hineinmalen, zarte Striche, bei denen aber jeder Strich sitzen muss. Oder ein Farbstift wird in Tusche eingetaucht und damit gemalt: das ergibt Ränder, als werfe die Schrift einen bunten Schatten. Die Tusche verläuft dann, entlang der Struktur der Leinwand.

Dieser Schaffensprozess sei sehr fordernd – aber zugleich unheimlich beglückend. „Das ist wie bei einem Lied“, sagt Ingo, „wir brauchen Strophen und einen Refrain; es gibt Fixpunkte, an denen sich das Auge festhalten kann, aber dann verunstalte ich sie, variiere. So entsteht eine Komposition auf dem Bild.“

Wie ein Musiker, der komponiert. Eine Melodie der Farben.

Es müsse eine in sich stimmige „Nummer“ sein, dynamisch und doch einer Form folgend. Die Kritzeleien nehmen dabei einen ganz wichtigen Stellenwert ein, die zierlichen feinen skripturalen Linien, waagrecht, abfallend, sich biegender: lebendig soll es sein. „Pfiffig“, sagt Ingo.

Mut braucht er auch bei seiner Arbeit, dann, wenn er nämlich beginnt, Teile des Bildes zu übermalen: das passiert nicht bewusst, sondern hier folgt er einem spontanen Impuls. Da lebt Ingo im Augenblick der Überraschung: folgt dem Gefühl. Das Leben findet genau jetzt statt. Der Impuls sagt ihm dann, dass ein Stück weggenommen werden muss, oder dass er etwas dazuschreiben soll. Manchmal soll das Bild sogar in zwei Hälften zerfallen, dann muss die Leinwand durchgeschnitten und neu aufgespannt werden.

Im Atelier stapeln sich die Leinwände, fertige und unfertige Rahmen, Holzleisten, ganze Bilder.

Farbkübel und Tuben in den Regalen und Kleckse auf den am Boden liegenden Spannplatten. Pinsel, Kehrschaufeln, Spachteln. Wischfetzen, Karton, Handschuhe, ein Tshirt voller Farbtupfer. Die Stereoanlage im Regal, Musikboxen sind in zwei Ecken des Raums montiert. „Ich muss Musik hören können beim Arbeiten“, wilder Jazz.

Astrid ist froh, dass die Türen der beiden Arbeitszimmer geschlossen werden können. Auch sie hört Musik, aber andere. Viel leiser, ruhiger. Sie lächelt. So hat jeder sein Arbeitsreich und doch sind sie zusammen.

Beim Abschied stehen die Meraners in der Haustür, Arm und Arm, und winken mir nach.
